

künstlich aufgesetzter Zuwendung und Schöntuerei, die fähig waren, eine simple Unterhaltung zu führen, sachlich und zielgerichtet, ohne sich in übertriebenen, nervigen Schwülstigkeiten zu ergehen. Die einfach stark genug waren für ein Gespräch, wie sie es unter normalen Umständen ebenso mit mir geführt hätten.

Danke!

16.4 Über den Umgang von und mit Behinderten

Aus dem Straßenbild kennen wir die Situationen, da wir mit sichtlich körperlich oder geistig Behinderten nicht so recht umzugehen wissen – ostentative Zuwendung (ich bin ein aufgeklärter Mensch, frei von Vorurteilen, und jetzt wollen wir dem Rolli mal zeigen, wie salopp und politisch korrekt wir ihn hier über die Schwelle schubsen) sind gerade so unwillkommen wie ein überzogen mitleidiges Gehabe, menschelndes Gesülze oder pure, ignorante Rücksichtslosigkeit. Da finden Sie mal den betroffenerseits tolerierten Mittelweg!

Nicht ohne Grund sind Rollstuhlfahrer häufig äußerst delikant in der Wahrnehmung der Umgangsformen, und wer nur einmal versucht, sich in ihre Situation hineinzudenken, der sieht das Leben plötzlich aus einer völlig anderen Perspektive: Alle Welt schaut auf uns herab, denn wir müssen sitzen, während die anderen stehen, wir benötigen die Hilfe Dritter, wenn wir uns nur die Hosen herunterlassen oder wieder heraufziehen möchten – selbst die elementarsten menschlichen Bedürfnisse sind mit Barrieren verpfastert. – Und das Sexualleben ...? Nun ja.

Bei allem Verständnis – und in Kenntnis der gestörten Gefühlslage, die eine radikale Erkrankung mit der möglichen oder tatsächlichen Folge einer Behinderung so mit sich bringt – fühle ich mich dennoch unangenehm berührt, zuweilen sehr verärgert, wenn mir ein Rolli in seinem Frust (oder Welthass?) rücksichtslos von hinten in die Hacken stößt oder mir fast das Kind aus der Hand fährt, wie ich es so mehr als einmal erlebt habe. Zuweilen denke ich, dass ein Wolfgang Schäuble nicht umsonst als einer der unangenehmsten Wadenbeißer in der fraglichen Kultur der politischen Auseinandersetzung gilt – oder war der etwa schon vorher so?

Doch der Frust hat zwei Seiten. So entsinne ich mich noch deutlich, wie ich in meiner gänzlich unbehaarten Zeit, nach wiederholten Anfeindungen im Sinne von »Glatzkopf, Nazi« irgendwann so weit in Rage geriet, dass ich einem der ohnehin mit Blindheit geschlagenen Provokateure ein eiskaltes, mit leiser, eindringlicher Stimme vorgetragenes »O.K., Freund, jetzt hast du mich so weit, jetzt kaufe ich mir den Baseballschläger, und das erste Opfer

wird sein – du!« dicht in sein unwissendes, selbstgerechtes Gesicht hineinsprach, mit Befriedigung seine aufkeimende Angst registrierte, um mich stolz erhobenen Hauptes zum Gehen zu wenden. – Ich entsinne mich aber auch, wie ich in meinen schlechtesten Zeiten einem schon etwas wackligen, älteren Herrn, der mich im Supermarkt höflich gebeten hatte, ihm einen Kasten Bier vom hohen Stapel zu pflücken, zwar den Dienst erwies, dies aber nicht, ohne ihm danach noch ein eitel geziertes »*Ich* bin nämlich *auch* behindert!« hinterherzurufen. So Treppenwitze halt. Gott, was kann man doch manchmal blöd sein!

Was ich sagen will: Abgrundtief beleidigt sind wir uns zeitweise durchgehend unverstanden fühlende Behinderte gerne mal – das gehört einfach zum Job. Die Frage ist, wie tiefgreifend man gestört ist, und wie schnell man davon wieder herunterkommt.

Als ermutigend empfand ich das folgende Beispiel: Zu Zeiten meiner ersten Reha lebte ich wochenlang unter dem grauen Himmel eines leergefegten Kurortes. Die einzige Abwechslung bestand im Übertritt von Schnee zu Graupel, sofern der Regen dies gestattete. Bei den täglichen Besorgungen waren drunt im Dorfe nur vereinzelt Grüppchen von Patienten auszumachen, doch gab es kein Flanieren, kein wirkliches Straßenleben. Als dann die Sonne herauskam, bevölkerten sich die Boulevards urplötzlich mit Behinderten jedweder Couleur – die Siechen krochen aus ihren Löchern. Vom Licht angezogen, streckten sie ihre Finger, tasteten nach Lebensfreude, wurden Teil einer Art künstlich hergestellten, dörflichen Gemeinschaft in diesem synthetischen, über hügelige Landschaften drapierten Kurort, dessen Bewohner – da sich kaum je ein Eingeborener zeigte – nahezu ausschließlich aus Kurgästen zu bestehen schienen.

An einem dieser ersten Sonnentage traf ich auf eine ältere Dame, die sich ungefragt in meinen Arm einhängte, verbunden mit der Bitte, sie doch zurück zur Klinik zu begleiten, da sie nicht mehr so gut auf den Beinen sei. – Kein Problem, Mylady, wir haben denselben Weg. – Und wie wir so spazierten, gemächlich und vorsichtig den abfallenden Fußweg nehmend, da fegte plötzlich mit sirrenden Reifen ein Rollstuhlfahrer über die geteerte Straße von hinten heran, der mit was-weiß-ich einhundertundzwanzig Sachen geradewegs den Berg heruntergerast kam und uns im Vorbeifahren – so wir darüber verfügten – die schockartig aufgestellten Nackenhaare um den Kopf wehen ließ. Bei der hohen Geschwindigkeit nur verwaschen sichtbar, brannte sich das Bild mir dennoch ins Gedächtnis: Das glückselige Lachen der schieren Lebensfreude in seinem breiten, vom Fahrtwind aufgefächerten Gesicht, während er jauchzend die Schwerkraft beschwor, ihm noch mehr Speed zu geben.

Im Brustton der Empörung sprach die Dame ihr vernichtendes Urteil: »Un-ver-ant-wort-lich!«, Kopfschütteln und Essigmiene gratis beige stellt. »Nein!«, so hielt ich überzeugt dagegen, »Der hat zum ersten Mal seit Monaten wirklich wieder einmal Spaß!«

Ein anderes Beispiel: Wenn Sie die Fußgängerzone in Hildesheim aus Richtung Bahnhof beschreiten, den Tunnel an der Kaiserstraße unterqueren, der Almsstraße weiter mit Ziel Schuhstraße folgen, nach ein paar hundert Metern das einzige große Kaufhaus (Horten oder Kaufhof oder Galeria oder wie immer das zurzeit gerade heißen mag) links liegen lassen, dann treffen Sie kurz darauf auf einen kräftigen Mann mit rosigem Gesicht und amputierten Beinen, der dort im Rollstuhl sitzt und Poliercreme zur Pflege von Töpfen, Besteck oder meinetwegen für die von Chrom-Stoßstangen anpreist.

Wenn Sie ihn sehen, so brauchen Sie ihn nicht von mir zu grüßen – denn er kennt mich nicht. Ich bin nur ein Gesicht in der Menge der Passanten, und wenn ich ihm einen guten Tag wünsche, so nickt er freundlich zurück. Wie er morgens hierher kommt und abends wieder nach Hause, davon weiß ich nichts. Er ist kein Star im Lokalkolorit, er sitzt nur einfach da und verkauft seine Politur an die Vorübergehenden. Manchmal steht ein Mann neben ihm, der den »Asphalt« – die hannöversche Obdachlosen-Zeitschrift – anbietet. Sie vertreiben sich die Zeit mit Gesprächen und gehen im Übrigen ihren Geschäften nach.

Ob ihn ein Zivi im Auto bringt und nach Ladenschluss wieder abholt oder ob er den Weg zwischen Wohnung und Arbeitsstätte allein im Rollstuhl bewältigt, ob er vielleicht im Heim lebt oder irgendwo in einem Wohnblock (mit Fahrstuhl oder ohne?), wer ihm sonst zur Seite stehen mag – ich habe keine Ahnung.

Aber eines weiß ich: Vor diesem Mann habe ich weit mehr Respekt als vor jedem geschneigelten Lackaffen mit all seinen Gütern, seiner geleckten Popularität und Einzigartigkeit, oder was immer er dafür halten mag. Mehr Respekt auch als vor jenen dauergeschädigten, sich ewig beleidigt und benachteiligt fühlenden Leidensgenossen, die sich lieber dem Selbstmitleid ergeben, als einen gangbaren Weg zu suchen, sich zumindest ein kleines Stück aus ihrer Schicksalsschleife herauszuwinden.

Was genau ihn getroffen hat, ist mir nicht bekannt. Doch es mag in etwa verwandt sein mit der Situation, die uns überfällt, wenn das »normale« Leben unter dem Eindruck der Krankheit urplötzlich unter uns hinwegbricht.

Aber er hat sich gefangen. Nehmen wir uns ein Beispiel?